

Der mit den Farben tanzt

PORTRAIT Der Künstler Erdogan Bulut kam mit 20 Jahren nach Deutschland, um sich ganz der Kunst zu widmen. Mittlerweile hat er in Hannover eine Akademie und eine Galerie mitgegründet – und malt Bilder von comichaften Figuren in verschachtelten Strukturen

VON BEATE BARREIN

Es gibt sie nicht, die typische türkische Künstlerin oder den typischen türkischen Künstler. Sie stammen mehr oder weniger aus dem Land am Bosphorus, mal aus Istanbul, mal aus dem kurdischen Osten, mal wurden sie in Deutschland geboren oder anderswo. Die meisten werden von den mitunter langjährigen Arbeits- und Stipendiaufenthalten beeinflusst. Internationale Medien und das Internet prägen überall die Inspiration.

In Hannover versuchen derzeit die Kulturdezernentin Marlis Drevermann und der türkische Generalkonsul Mehmet Günay, das Schaffen türkischstämmiger oder türkischer Künstler vorzustellen. Sie haben die „Deutsch-Türkischen Kultur-tage“ ins Leben gerufen: Zum Programm gehört beispielsweise eine Ausstellung zeitgenössischer KünstlerInnen aus Istanbul, die im Kunstverein Hannover gezeigt wird.

Bis Ende Januar 2014 gibt es immer wieder Ausstellungen und Veranstaltungen und einer, der auch noch da sein wird, wenn die deutsch-türkischen Kultur-tage vorbei sind, ist der Künstler Erdogan Bulut: Er ist seit 1980 in Deutschland und seit dem Jahr 2000 in Hannover, wo er eine Akademie und eine Galerie mitbegründet hat.

Bulut, 52, sitzt in der Galerie K9 in Hannover, im Hintergrund hängen seine neuesten Arbeiten, die er dort noch bis Anfang Oktober zeigt. Als 20-Jähriger schmiss er seinen lukrativen Job als Topograf und wollte malen. Außerdem drückte der nahende Militärdienst. „Wenn man etwas innerlich machen will und nicht kann, dann quält man sich.“ So

plünderte er sein Erspartes, sammelte bei der Familie, bat seine Eltern im osttürkischen Städtchen Palu um Verständnis und ging nach Deutschland – kurz vor seiner Einberufung, kurz vor dem Militärputsch 1980.

In Deutschland hoffte Bulut auf eine freiheitlich-demokratische Kunstausbildung, die er mit zehn anderen ausgewählten Studienanfängern an der renommierten Städelschule in Frankfurt erhielt. Er lernte von den Professoren Per Kirkeby und Thomas Bayrle. Er malte drauflos, zwischen Realismus und Abstraktion.

Ein Platz zum Malen

„Nach einer Weile kam Kirkeby zu mir und fragte mich, ob ich Arshile Gorky kennen würde. Als ich seine Bilder sah, erkannte ich, dass ich unbewusst so gemalt hatte, wie mein Landsmann vor 50 Jahren. Ich war enttäuscht und begann alles rauszuschmeißen, was nicht zu mir gehörte.“

Bulut's Kunst reifte. Im zehnten Semester stellte er mit fünf anderen aus. Er verkaufte Bilder, die Galeristen kamen und fragten. Bulut entschied sich unter anderem für die Galerie Bernd Slutzky, Frankfurt, die sofort eine Ausstellung startete und fast alle der 35 Exponate verkaufte.

Dann folgten Ausstellungen in den USA, Venedig, Köln und Hannover. „Hauptsache aber, ich habe einen Platz zum Malen.“ Diese Bescheidenheit nimmt man ihm ab. „Ich tanze mit den Farben und Formen“, sagt Bulut.

Als er an seiner „Playground“-Serie für die hannoversche Galerie K9 arbeitete, hatte er für jedes Bild ein Thema und ließ seine Gedanken, Farben und Formen herausfließen. „Von links oben. Ich bin Linkshänder.“ Ohne Vor-

skizzen, ohne Pause, bis alles raus ist. Das kann vier Stunden am Stück dauern vor den rund zwei Meter breiten und hohen Leinwänden. Der nächste Schub könnte sofort oder in zwei Wochen kommen.

Wer nun wirbelnde Bildmotive erwartet, irrt. Dieses Tanzen ist ein innerer Prozess, mit dem er die Motive aus seiner Imagination heraus konkretisiert. Es sind verschachtelte Bilder mit humanoiden Figuren, mit Landschaften, Maschinenkonstrukten, Leitern, Zäunen. Alles mit comichaften, mal zarten, mal starken Linien umfasst. „Damit versuche ich mich auf der Leinwand zu disziplinieren. Bilder bestehen aus Grenzen und explodieren dann.“

Vor der Farbe Weiß hat er die Angst überwunden. „Weiß verlangt Ehrlichkeit und ich bin sehr ehrlich zu mir.“ Kunsthistorikerin Dorothee Baer-Bogenschutz attestierte dem Maler in einem Katalog von 1991: „Bulut kultiviert sein Gespür für die archaische Form, für Poesie und Traum und für die Einflüsse des ganz Alltäglichen auf das persönliche Befinden.“

Zur Expo 2000 reist Bulut aus Frankfurt nach Hannover und erfährt, dass der Studiengang Bildende Kunst geschlossen werden soll. Er zieht kurze Zeit später in die niedersächsische Landeshauptstadt und gründet 2004 mit anderen die staatlich anerkannte Freie Akademie der bildenden Kunst mit den Schwerpunkten Malerei, Comic und Animation. Seine vorherige Lehrerfahrung an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach am Main kommt ihm da zu Gute.

Auch für die Galerie K9 in Hannover war er ein Wegbereiter. Mit seiner ersten Ausstellung dort, 2003, zog er Käufer, Samm-



Startet auf jeder Leinwand links oben: der Künstler Erdogan Bulut Foto: Christian Wyrwa

ler und Galerien mit in die Leinemetropole. Eine Stadt, von der er nach zehn Jahren immer noch sagt, dass die Menschen dort weltoffener sein könnten. Das begegnete ihm nicht nur im Alltag, sondern auch als Künstler. So hätten Museen in letzter Minute von Ankaufen abgesehen.

Bulut's Welterfahrung vermischt mit den Bildern, die er täglich im Fernsehen sieht, nährt seine Kunst. „Als Künstler und Mensch fühle ich mich für den Planeten, auf dem ich Gast bin, verantwortlich.“ In seiner aktuel-

„Bilder bestehen aus Grenzen und explodieren dann“

ERDOGAN BULUT

len Ausstellung geht es um die Zerstörung der Erde und um das Banalisieren einer Atomkatastrophe. Gleichzeitig wächst in Bulut schon der nächste Schritt heran: Immer wieder taucht in den letzten Arbeiten ein Häuschen mit Grundstück auf. „Ich werde Deutschland irgendwann verlassen, aber nicht, um in die Türkei zurückzukehren. Vielleicht wird es Südamerika.“

Erdogan Bulut „Neue Arbeiten“: noch bis zum 5. Oktober, Galerie K9, Schlorumpfweg 1, Hannover

Dreimal täglich Fleisch

AUSWANDERER Hamburg war einst einer der wichtigsten Häfen für Menschen, die nach Amerika auswandern wollten. Das Thalia Theater erzählt davon in dem Stück „Bye Bye Hamburg“

Paul Marcuse steht ein letztes Mal auf der Bühne des Hamburger Thalia Theaters. Es ist das Jahr 1940 und er spricht als Peer Gynt einen Monolog. Am nächsten Tag wird der jüdische Schauspieler mit einem der letzten Schiffe, das nach Amerika geht, Hamburg verlassen. Noch aber spricht er seinen Part, knarzend und die Silben überbetonend. Kein Schauspieler spricht heute mehr so, wie nun Peter Maertens den Paul Marcuse spricht.

Maertens spielt den Marcuse im Stück „Bye Bye Hamburg“, das derzeit im Thalia-Theater in der Gaußstraße zu sehen ist. Das Stück stammt von Regisseur Christopher Rüping, der im vergangenen Jahr am Thalia mit einer Theaterfassung von Wolfgang Herrndorfs Roman „Tschick“ mehr als überzeugte.

Die Bühne in der Gaußstraße ist ein Gepäckdepot, ist eine Reihung aus Schiffswänden und verwandelt sich später in eine Bühne, auf der Marcuse, in Amerika angekommen, vorsprechen wird. Er braucht schließlich einen Job und außerdem muss ein Schauspieler spielen, wozu ist er sonst Schauspieler.

Ob es diesen Paul Marcuse wirklich gegeben hat, ist unklar. Seine Geschichte klingt glaubwürdig: In den USA habe er vor der Kamera in diversen Kriegsfilmern den Deutschen mimten

Auf der Bühne werden Lebensläufe angerissen, verfolgt und fallengelassen

müssen, denn er habe kein „th“ gekonnt und sei deshalb nur als Deutschen-Darsteller zu gebrauchen gewesen. Vorzugsweise mit Sätzen wie: „Jawohl, Herr Obersturmbannführer.“

Auf der Bühne werden Lebensläufe angerissen, verfolgt und fallengelassen, Lebensgeschichten ausgesponnen – so oder so ähnlich könnte es gewesen sein. Wie bei den drei Freundinnen, die sich in Hamburg als Dienstmädchen kennenlernen und die von den amerikanischen Männern schwärmen, die so unsagbar dick seien, denn da drüben in Amerika gäbe es dreimal am Tage Fleisch, dazu Pressefreiheit, Hollywood und nichts werde mühsam repariert, man kaufe sich alles neu.

Wunderbar farbig und exakt spielen Alicia Aumüller, Christi-

na Geiß und Maja Schöne die drei Hoffnungssuchenden Marie, Wilhelmine und Louisa, deren Lebenswege sich entgegen allen Beteuerungen vor Ort schnell wieder trennen werden, während Pascal Houdus als junger, ungestümer Beau mal eben einen Lebenslauf in 100 Sekunden zum besten gibt: den von Fabian Brinkmann etwa, nur 1,47 Meter groß, ausgewandert nach Amerika, weil dort wahre Größe auch der erreichen kann, der daheim sehr klein ist.

Klugerweise verzichten Regisseur Christopher Rüping und sein Team darauf, im Stück einen Bezug zu den aktuellen Einwanderer- und Auswandererbewegungen auch nur anzudeuten. Rüping vertraut vielmehr dem Theater und seinen Mitteln, zu denen das langsame, auch



Aufbruch in die Neue Welt: Hamburgs Auswandererhallen 1909 Foto: dpa

bruchstückhafte Entwickeln von Geschichten gehört, ohne sich je hetzen zu lassen.

So gelingt es ihm, auf der Grundlage seiner theatralischen Recherche einen Kosmos aus Stimmen, Impressionen, Bildern und auch Liedern zu zaubern, der eine Aufladung durch unmittelbare Zeitbezüge mitnichten benötigen.

Dass der heute 82-jährige reale Schauspieler Peter Maertens einst als kleiner Junge bei einem seiner ersten Besuche im Thalia Theater selbst einem gewissen Peer Gynt zusah und alsbald sein Leben dem Theater verschrieb, ist da sehr passend. **FRANK KEIL**

Nächste Aufführungen: 5.10, 20 Uhr; 6.10., 19 Uhr; 21.10, 19 Uhr